

Bergbauunternehmungen in der Sächs. Schweiz und Oberlausitz, die auf Edelmetalle ausgingen, kam auch hier rasch das Ende. Es heißt „Aus Mangel der vollständigen Gewerkschaft“ konnte „solches Werk nicht . . . . Schwunghaft fortgetrieben werden“. Aber der Schichtmeister Hansi hoffte immer noch „Der Höchste Geber alles guten lasse seine Gnade Sonne scheinen, und Ber Edle dieses Gebäude, Helffe Uns zu einer völligen Gewerkschaft und gebe daß Sie als dann Deinem Väterlichen Seegen spühren, umb Jesu Christi unseres einigen Erlösers und Heylandes willen, Amen. Wanffa, den 11. 5. 1756“. Es half nichts. Die Unruhe des 7jährigen Krieges hat dieses Ende beschleunigt, zumal niemand mehr Geld für eine verlorene Sache opfern wollte. Auch in der Sächs. Schweiz und angrenzenden Oberlausitz hören seit dem 7jährigen Krieg die Bergbauunternehmungen gleicher Art auf.

Unsere Ausführungen ergänzen Schulzes Berichte im Baugener Tageblatt. Uns kam es darauf an, zu zeigen, wie alle Unternehmungen unter Geldknappheit, ungeschickter Verwaltung und andern Ubeln litten. Schulze hat mehr die bergbautechnischen Verhältnisse geschildert. Interessant ist, daß man selbst im Bergamt den älteren Erzählungen von Goldschätzen einigen Wert beilegte, indem man sie immer wieder in amtlichen Schreiben aufwärmte. Es ist aber auch daraus erklärlich, daß man die bergamtlichen Grubenaufstände (Berichte über eine Bergbauunternehmung, die meist sehr optimistisch gehalten sind, da sie zur Werbung neuer Gewerken bestimmt sind) etwa in dem Wortlaut verfaßte, der den hoffnungsvollen Mutungs- und Belehungsge suchen zu Grunde gelegen hatte. Und diese letzteren waren ja aufgesetzt worden, ohne daß man vorher eine bergamtliche Begutachtung über die Abbauwürdigkeit der Gesteine gehört hatte.

Verfasser hat im Sebnitzer Grenzblatt ausführlich über den Bergbau in der hinteren Sächs. Schweiz (ohne Hohwaldgebiet) auf Grund der Glashütter-Altenberger Bergamts- und Freiburger Oberbergamtsakten berichtet und d. bei auch die Gründe (politisch-geschichtliche, wirtschaftliche, betriebstechnische) angeführt, die den Untergang dieses Bergbaues unvermeidlich bringen mußten.

Hoffentlich halten unsere Zeilen Zeitgenossen von neuen Abbauprosuchen auf Gold und Silber im Hohwaldgebiet ab!

## „Selbstgewachsene“ Gefäße

Von W. Herbert Schmolke-Stolpen

Wenn wir auch heute noch nicht frei sind von allerlei Aberglauben und namentlich im Volke sich die seltsamsten Anschauungen über längst erwiesene Tatsachen zäh erhalten, so dünken wir uns doch schon recht erhaben über das, was unsere Vorfahren glaubten, und lächeln als Kinder einer aufgeklärten Zeit über das, was jenen überirdische Zeichen schienen.

Wir sind aber alle Kinder unserer Zeit und wer weiß, wie unsere Urenkel über uns lächeln werden.

So mag auch folgendes dafür zum Beweise dienen, daß selbst der Gebildete sich nicht frei machen kann von der Überzeugung seines Jahrhunderts.

Heute weiß jedes Schulkind, daß, wenn hier und da in den Zeitungen berichtet wird, daß man da und dort bei Erdarbeiten auf seltsame Toncherben und Gefäßreste stieß, diese Funde Überreste und Zeugen einer längstvergangenen Epoche sind. Daß einst aus dem Tonkrüge ein germanischer Bauer oder ein sorbischer Fischer seinen Met trank. Daß jene Schalen Opfergeschalen und Eßgeräte für einen Verstorbenen darstellen, der einst fellbekleidet, den Speer in der Faust durch das Dickicht des germanischen Urwaldes brach und vielleicht im Kampfe gegen Ur und Bär einen blutigen Jägertod starb. Oder, daß diese Gefäße einen letzten Liebesdienst der Stammesgenossen für den im Kampfe gegen türkische Slaven gefallenen Helden bedeuten. Sie sind vielleicht auch Zeugen einer ehemaligen blühenden Siedlung

im Miriquidwalde oder ascheenthaltende Urnen. Selbst der Mann im Volke kann uns des langen und breiten hierüber erzählen. Einst glaubte selbst der Gelehrte, daß diese Gefäße wirklich von selbst in der Erde gewachsen wären!

Im Jahre 1589 erschien die „Meißnische Land- und Bergchronica“. Der Verfasser hieß Peter Albinus und galt als gelehrter Mann am Hofe. Er schreibt: „Die Lausitzer, bei Luben, nennen sie gewachsene Töpfe . . . gleichwie die Leute in Thüringen nicht anders bereden lassen als habe sie der Zwerg gebracht und hinter sich verlassen, wie denn auch die Lausitzer und Märker bei Luben (Lübbenau) fast der Meinung sein, es sollen die Zwerge noch leben, diese Gefäße teglich machen und also an die Orter setzen.“ Er erklärt ferner, daß die Leute diese Töpfe nur im Sommer nach Pfingsten ausgraben zu können glauben und mit dem Grabsteine in der Erde fühlten, ob sie auf Steine stoßen. Diese Steine umgaben immer die Standorte der Töpfe (Grabsteine), dann würde die Stelle vorsichtig umgraben, sodasß Luft hinein könne. Nach einigen Tagen könne man die Gefäße wegnehmen, andernfalls zerfielen sie wie Asche. (Man ließ die feuchten Gefäße also erst wieder hart werden.)

In der damaligen Zeit besaß Sachsen in seiner Kurfürstin, der Mutter Anna, eine überaus kluge und gelehrte Frau, die sich für alles interessierte. So kennen wir auch einige Briefe von ihr, die sich auf diese seltsamen, unterirdischen Gefäße beziehen.

Zunächst wollte sie selbst einmal solche Gefäße gesehen haben und bittet den „Hauptmann der Erzgebirge Wollff von Schönberg“, er solle ihr solche Geschirre verschaffen. Da Wollff von Schönberg selbst keine aufreiben konnte, wendet er sich an einen Asmus von Mindwitz in der Lausitz, der aber, um Vorteil herauszuschlagen, sich wenig um die Sache bemühte. Ehe wir einige Teile aus den schriftlichen Niederschlägen hierüber wiedergeben, sei mitgeteilt, daß diese Auffassung der Kurfürstin durchaus keine Schande für sie war. Da ist der Forscher Mathesius, der diese Töpfe „von Gott und der Natur gemachte Töpfe“ nennt, auch Schwentfelder hält sie für von Zwergen angefertigte Gefäße und Cromer spricht von „selbstgewachsenen Gefäßen“. Der gelehrte Balbin bezeichnet sie als seltsamen Ton, der die Form von Töpfen angenommen habe! Warum die Mutter Anna sich für diese Gefäße besonders interessiert haben mag, ist wohl darauf zurückzuführen, daß man sie für heilkräftig hielt. Wasser aus solchen Gefäßen getrunken vertrieb das Fieber. Milch, die in solchen Töpfen aufbewahrt wurde, schmeckte besser und gab mehr Rahm ab, Samen, der in ihnen gesammelt wird, trägt hundertsältige Frucht.

In der Böhmer Chronik wird uns ein Stücklein von einem Knechte erzählt, der ein solches Gefäß als Nachgeschirre benützt habe und dafür so lange von einem „erschrecklichen Spöckniß“ geplagt wurde, bis er das Gefäß gereinigt wieder an den Fundort zurücktrug.

Es ist also kein Wunder, wenn die besorgte Landesmutter sich in den Besitz dieser wunderbaren Töpfe zu setzen wünscht.

Sie schreibt: „Besten, lieber besonderer Du wirst Dich zu entsinnen wissen, wie Du uns zur Zeit Bericht getan, das in unsers herklieben herrn und Gemahls landen ein orth were, do man zu sonderlichen zeiten allerley Irden gefesse von töpfen, fruegen und schusselen, die von keinem menschen gemacht In und ob der erden finde . . .“ Sie bittet nun, ihr solche Töpfe zu senden.

Einer der weiteren Briefe ist in Stolpen geschrieben worden. Am letzten August des Jahres 1566 schreibt Anna wieder, daß sie das Schreiben des Wollff von Schönberg erhalten habe „samt der vberschickten zweien Erdenen selbstgewachsenen gefesse“. . . . Sie beklagt sich allerdings, daß die Gefäße zerbrochen und unansehnlich seien, daß sie vor allem größere haben möchte. Da es aber außer der